



---

Deutsche Gesellschaft für **Psychoanalyse,**  
**Psychotherapie,**  
**Psychosomatik** und Tiefenpsychologie e.V.

## PSYCHO-NEWS-LETTER NR. 43

EIN KLEINER LITERATURRUNDFLUG

- Im Auftrag des Vorstands der DGPT -

Verfaßt von

Michael B. Buchholz

email: [buchholz.mbb@t-online.de](mailto:buchholz.mbb@t-online.de)

Mitte Mai 2006

### PSYCHOANALYTISCHE BERUFSROMANE

---

Jauchzend entdecken Kinder in einem gewissen Alter die Möglichkeiten der Negation, etwa wenn sie, sich schlafend stellend, spielerisch von ihrer Mama gefragt werden, ob sie schlafen und dann, eine Sekunde vor dem Verlust der Ahnungslosigkeit, mit einem Lächeln und geschlossenen Augen antworten: Ja! Und in der nächsten Sekunde erschrecken – wenn das stimmt, hätten sie die Frage gar nicht bejahen können! Irgendwann bemerken sie dann, dass es in einer solchen Situation keinen Unterschied macht, ob sie die Frage verneint hätten. Es ist die Tatsache, dass sie überhaupt antworten, die den Unterschied zwischen „Ja“ und „Nein“ in solchen Situationen aufhebt. Solche Situationen – das sind die des kindlichen Versteckspiels unter dem Tisch, das schon früh als „Guck, guck – da da“ in vielen Varianten beschrieben worden ist; man kann nicht *sagen*: „Ich bin nicht da!“. Oder es sind Situationen der Beteuerung: „Ja, ich liebe Dich – wirklich!“, denn selbst wenn man ein „echt, ehrlich!“ anhängen würde, würde das aufrichtigste Bekenntnis nicht glaubwürdiger. Ein innigstes Gefühl, so die irritierende Entdeckung, kann nicht einfach „ausgedrückt“ werden. Und zu solchen Situationen gehört auch die, dass einer „Ich“ sagt und offenbar was ganz anderes meint, als wenn ich selbst „Ich“ sage. Dieses merkwürdige Pronomen der ersten Personen Singular hat es in sich. Was uns als die selbstverständlichste Sache der Welt erscheint – „Ich ist hier“ – erweist sich als vertrackt, denn was bezeichnet dieses „Ich“ eigentlich?

**E.E. Cummings** hat der Reihe solcher paradoxaler Situationen weitere hinzugefügt. Der große amerikanische Dichter hielt 1953 als Charles-Eliot-Norton-Gastprofessor in Harvard eine Serie von poetischen Vorlesungen, die er als „I. Six nonlectures“ betitelte. Man kann sie in einer schönen deutsch-englischen Ausgabe, erschienen 2005 bei Langewiesche-Brandt, nachlesen und

dann heißen sie „Ich. Sechs Nicht-Vorträge“. Der erste Nicht-Vortrag heißt dann „ich & meine Eltern“ worin er uns, trotz des „Ich“ im Titel erklärt:

“Ein halbes Jahrhundert Zeit und etliche Kontinente Raum, zusätzlich zu einer gesund entwickelten Neugier, haben mich bisher noch nicht befähigt, ein einziges am Rand des Kreises sitzendes Ego aufzuspüren. Vielleicht habe ich einfach nicht die richtigen Leute getroffen, und umgekehrt. Auf jeden Fall führt mich meine flüchtige Bekanntschaft mit Senatoren, Taschendieben und Wissenschaftlern zu dem Schluss, dass sie weit davon entfernt sind, unselbstzentriert zu sein. So, glaube ich, wie alle ehrlichen Erzieher. Ebenso (davon bin ich überzeugt) wie Straßenfeger Taubstumme Mörder Mütter, Bergsteiger Kannibalen Feen, starke Männer schöne Frauen ungeborene Kinder internationale Spione, Ghostwriter Penner Abteilungsleiter, ausgemachte Irre Griesgrame Junkies Polizisten, Altruisten (vor allen anderen) Schmerzensgeldanwälte Geburtshelfer und Löwenbändiger. Nicht zu vergessen Bestattungsunternehmer – wie Totengräber (in dieser Epoche universaler Kultur) sich lieber nennen. Oder, wie mein Freund, der ausgezeichnete Biograph MR Werner, einmal subrosavoll über einigen Gläsern Bisquit Dubouché angemerkt hat: „Letzten Endes ist doch jeder sich selbst die ganze Zauberkiste, ob sie es glaubt oder nicht.“ (S. 13)

Das ist mit einem erheblichen Schuß melancholischem Humor treffsicher formuliert, gerade mit der hier wiedergegebenen etwas abweichenden Komma- und Zeichensetzung. Bevor ich frage, ob dieser Liste von Berufen auch die des Psychoanalytikers anzufügen sind, blättere ich noch ein bisschen in den witzig-tiefensten Nicht-Vorträgen und entdecke kleine glitzernde Brillanten und reife Früchte. In seiner zweiten Nicht-Vorlesung heißt es:

“Und was das Sie-selbst-sein angeht – warum in aller Welt sollten Sie Sie selbst sein, wenn statt Ihrer selbst hundert oder tausend oder hunderttausendtausend andere Leute sein können? Der schiere Gedanke, man selbst zu sein in einer Epoche austauschbarer Selbst, muß einem höchst lächerlich vorkommen“.

Das – ist 1953 formuliert, nachdem so viele, die in ihrem Ich geschätzt wurden, auf den Schlachtfeldern in Massen ihr Leben lassen mussten; eine Erfahrung, die an die Worte von **Max Horkheimer** erinnert, der 1967 schrieb:

“Das Thema dieser Zeit ist Selbsterhaltung, während es gar kein Selbst mehr zu erhalten gibt”.

Das Gefühl einer Aktualität dieser Sätze verlässt einen nicht, auch wenn sie ein halbes Jahrhundert alt sind. Cummings formuliert ein paar Zeilen später Worte für den Dichter, die vielleicht auch für Psychoanalytiker gelten könnten:

“Wäre Dichtung etwas – wie das Abwerfen einer Atombombe –, das jeder täte, könnte jeder ein Dichter werden, indem er einfach das nötige Etwas tut, ganz gleich, was dieses Etwas mit sich brächte oder nicht. Aber (so ist das nun mal) Dichtung ist Sein, nicht Tun. Falls Sie der Berufung zum Dichter, auch mit Abstand, folgen möchten (und hier spreche ich wie immer aus meiner eigenen, völlig voreingenommenen und rein persönlichen Sicht), müssen Sie aus dem messbaren Universum des Tuns heraus in das unermessliche Haus des Seins hinein kommen.“ (S. 33)

Auf diese Weise versichert uns dieser die Rätsel liebende Dichter nicht nur, dass Dichten und Persönlichkeit ein Rätsel sind, er versichert uns, „dass allein Rätsel von Bedeutung sind, und dass Liebe das Rätsel-aller-Rätsel ist, das sie alle erschafft“ (S. 57).

Mit diesen Rätseln der Liebe, der Persönlichkeit und des Kreativen hat es auch die Psychoanalyse in ihrem Zentrum zu tun; ihre Theorie ist ein Versuch, diese Rätsel in ihrer Tiefe zu entschlüsseln. Jede Theorie zahlt dafür immer auch den Preis des Verlustes attraktiver Rätsel, denn ihren Wahrheitsanspruch bezieht sie daraus, Rätsel „gelöst“ zu haben. Aber könnte man Paradoxien des Ich und des Selbst-Seins „lösen“? Nein, man muß sie leben und kann sie nur leben. Biographien sind ein Versuch der Rätselbewahrung und der Selbstverrätselung zugleich. Theorien sind ja nur die Krücken, an denen wir uns beim Gang durch die Welt mehr oder hilfreich abstützen. Neue Biographien (über **Harry Stack Sullivan**, geschrieben von **Mario Conci**) bzw. Autobiographien von **Johannes Cremerius** und von **Fred Plaut** sollen hier zur Sprache kommen.

**JOHANNES CREMERIUS - DIE  
PSYCHOANALYSE IN DER WELT**

---

Dass nicht allein Theorie gebraucht wird, versichert uns ein renommierter Therapeut der systemischen Richtung, **Jay Haley**, in beachtlichen Worten. Sie wurden nach einem halben Jahrhundert psychotherapeutischer Behandlung an psychiatrischen Patienten geschrieben:

"Im Rückblick sehen wir den Psychoanalytiker in der untergehenden Sonne in immer attraktiveren Farben. Er war ein reifer Mann, wenn er seine Ausbildung beendet hatte. Als Diagnostiker war ihm ein breites Spektrum menschlicher Probleme bekannt; er war Anwalt der Rechte des Patienten gegenüber der Familie, dem Gericht und den Kollegen. Er war ein Wissenschaftler, der gelernt hatte, ohne Medikamente Schizophrene zu behandeln. Wo sind Männer und Frauen dieses Formats heute, wo wir sie so dringend bräuchten?" (2004, Die Jesus-Strategie, S. 109)

Der gleiche Impuls, die Überzeugung von der Notwendigkeit psychoanalytischer Behandlungen auch psychiatrischer Patienten, trägt die Autobiographie von **Johannes Cremerius**, der noch wenige Tage vor seinem Tode an einem Manuskript gearbeitet hat, das jetzt unter dem Titel „Ein Leben als Psychoanalytiker in Deutschland“ von **Wolfram Mauser, Astrid Lange-Kirchheim, Joachim Pfeiffer, Carl Pietzcker** und **Petra Strasser** bearbeitet und herausgegeben wurde (Verlag Königshausen und Neumann, 2006). Der Zusatz „in Deutschland“ macht sogleich kenntlich, dass hier nicht nur eine psychoanalytische, sondern eine politische Autobiographie verfasst ist. Cremerius schildert zunächst seine Kindheit und er tut das erkennbar theoriegeleitet. Da ist die Rede von den sexuellen Kinderfreuden und –entdeckungen und dann auch die Feststellung, dass bei ihm die „Theorie der Latenzzeit nicht gestimmt“ (S. 10) habe. Die „Triebnatur meiner Neugier“ reicht weiter, verlängert sich über das Lesen hin zum Interesse an der Psychoanalyse:

“Diese fundamentale, aus tiefen Quellen (welchen?) gespeiste Neugier prädestinierte mich für die Freudsche Psychoanalyse.“ (S. 13)

Das ist ein interessanter Satz in mehrfacher Hinsicht. Durch die ganze Autobiographie zieht sich die Erfahrung, dass die Psychoanalyse Antworten bereithält für drängende Fragen seiner Generation. Deshalb wundert es nicht, wenn er die Psychoanalyse als „Wissenschaft vom wahrhaft Menschlichen am Menschen“ (S. 13) definiert und uns gleich einen Eindruck vermittelt,

welcher Art die Generationenfragen waren. Das betraf vor allem die Politik und deren katastrophale Folgen durch Krieg und Zerstörung. Aber seine immense Neugier richtete sich auch auf bildende Kunst, Literatur und Musik und er hat nicht die geringste Scheu, als junger Mann Ende der 40er Jahre weitgestreute persönliche Kontakte zu den künstlerischen Persönlichkeiten aufzubauen. Manche, bei offenbar ausgelassenen Trinkgelagen von konventioneller Steifigkeit verflüssigt, haben über Jahrzehnte gehalten. Darüber hinaus reicht die Neugier natürlich in die beginnende Berufsausbildung als Arzt und Psychiater und hier berichtet er, der bei **Franz Sioli** in Düsseldorf-Grafenberg in die „Lehre“ ging, wie sich ihm die Überzeugung bildete, „dass die sogenannten ‚Endzustände der Psychosen‘ nicht nur Endzustände der Psychosen selbst sind, sondern Artefakte, Folgezustände der Isolierung einer leeren Welt ohne Ansprache“ (S. 32). Diese Überzeugung bestätigt sich ihm immer wieder. Anfänglich hat er mit Gesprächsangeboten an seine Kranken erhebliche Erfolge: „Beinah wäre ich zum Wunderdoktor geworden“, er arbeitet mit der Hypnose und ist damit erfolgreicher, als es Freud damals war, gibt sie aber aus den gleichen Gründen auf: sie sei ein „Unrecht an den Kranken“. Auf Umwegen gelangt er zur Auseinandersetzung mit den Schriften Viktor von Weizsäckers und ist von der

Psychosomatik fasziniert, dann aber von **Freuds** Schriften geradezu ergriffen. Denn er hatte mitbekommen, wie rigoros die Ärzteschaft mit **Mitscherlichs** und **Mielkes** Berichten über die Nürnberger Ärzteprozesse umging: „vor Auslieferung aufkaufen“ (S. 34), um die Publikation zu verhindern und die beginnende Wiedereinsetzung der Euthanasie-Ordinarien in ihre alten Lehrstühle nicht zu behindern. Seine Leseneugier führt ihn zu den Texten von **Eugen Kogon** über den SS-Staat, zu **Karl Jasper's** philosophischen Zeitdiagnosen und anderen:

“Ich erinnere mich auch an das Andere, diese Momente des Durchblicks, des Erkennens, des Verstehens, die uns Franz Alexander, Heinrich und Thomas Mann, Mitscherlich, Bonhoeffer und Jaspers vermittelten.

Bei dieser Arbeit, uns Einsichten in eine Welt zu verschaffen, die aus den Fugen war, ergab sich der Glücksfall, dass wir in den Besitz von Freuds Arbeiten *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* und *Warum Krieg?* gelangten. Nach ihrer Lektüre war uns das Phänomen, dass sechzig Millionen normale Menschen sechzig Millionen normale Menschen umgebracht hatten, nicht mehr so unbegreiflich“ (S. 47)

Dieser Heißhunger geradezu darauf, die mit **Hamlets** Worten „aus den Fugen geratene Welt“ zu verstehen, lässt die ganze Generation – und als einen Teil von ihr versteht sich Cremerius erkennbar – auf alles zugreifen, was nur ein Bröckchen Antwort auf die Rätsel des Wahnsinns und einer wahnsinnigen Welt verspricht. Das gilt auch für Kunst und Poesie:

“Meine Passion für die Werke der Dichter hat wahrscheinlich bei der Wahl meines Berufes eine große Rolle gespielt. Wo erfährt der Analytiker mehr über den Menschen, über die unendliche Vielzahl menschlicher Schicksale, als bei den Dichtern?“ (S. 49)

Und es leuchtet ein, wenn Cremerius den Arbeitskreis „Psychoanalyse und Literatur“ 1970 gründet, der seither dreißig Tagungen veranstaltet hat, die dieser Verbindung gewidmet waren und sofort die engeren Grenzen beider Bereiche gewinnbringend überschreitet. Durch die Lektüre zieht sich der Eindruck, als wolle Cremerius, der sich

uns als der von vorneherein so Neugierige präsentiert, sagen, dass die interdisziplinären Begrenzungen, wie sie die Tradition an den Universitäten ausgebildet hat, eher erkenntnisverhindernd als förderlich seien. Und das erklärt wohl auch einen Teil seines Unbehagens in der akademischen Welt, das aus diesen Erinnerungen spricht.

Zahllose Begegnungen werden geschildert. Mit Figuren der psychoanalytischen wie der nicht-psychoanalytischen Welt, aus Literatur und Philosophie oder aus der Welt des Theaters, aus Deutschland, Italien, der Schweiz und aus den USA, wo er zu Beginn der 1950er Jahre einige Monate zu verbringen das Glück hat. Ich will eine Episode hier wiedergeben, weil sie erkennbar in Cremerius' Verständnis von Psychoanalyse und Behandlungstechnik tiefe Spuren hinterlassen hat. Es ist die Begegnung mit **Rudolph M. Loewenstein**, den er zur Supervision eines Falles aufsucht. Eine Patientin hatte in einem Zustand von Trostlosigkeit und Leere geklagt und geklagt und dann die Hand zu ihm hinter der Couch ausgestreckt „mit der Bitte, sie zu halten“ (S. 115). Cremerius spürt, wie unbefriedigend seine Reaktion nach den behandlungstechnischen Vorschriften war:

“Ich hatte, anstatt dieser Bitte zu genügen, sie, wie ich gelernt hatte, aufgefordert, mitzuteilen, was ihr dazu einfiel”.

Ein Satz voller Kommata, dem man das verlegene Nachstottern noch heute anzuspüren meint. Eben dieser Zustand aus Unzufriedenheit und menschlicher Verlegenheit treibt ihn in die Supervision und er erfährt etwas Bewegendes:

“Meine Hoffnung auf Verständnis wurde voll und ganz erfüllt. Darüber hinaus erlebte ich zum ersten Mal, wie man Supervision machen kann, ohne dem Vortragenden zu zeigen, was er falsch gemacht hat oder wie man es richtig machen müsse. Statt dessen erlebte ich, wie der Lehrer das Verständnis des Falles mit mir zusammen entwickelte, mitfühlend, und, an einer für mich besonders peinlichen Stelle, mitleidend. Er hörte ruhig zu. Sein Schweigen vermittelte Wohlwollen und Nähe. Als erstes äußerte er, dass er den Eindruck habe, ich befände mich in zwei Klemmen gleichzeitig: zum einen in der, dass ich

die Schweigetechnik meines Lehranalytikers anwende – verständlich bei den ersten Fällen, und dem Anfänger auch zu empfehlen –, zum anderen, dass ich mich im Widerstreit mit Freuds Ausführungen zur Abstinenz befinde“.

Durchaus also wird das Entwicklungsniveau des Novizen angesprochen, die Identifikation als probate Lösung thematisiert und zugleich der Über-Ich-Konflikt: Freud's „Vorschriften“ wirken auf den Anfänger just so. Loewenstein entwickelt dann die Idee, die Patientin habe die Analyse weniger wegen der zu erwartenden Selbstaufklärung gesucht, sondern zur Kompensation des Elends ihrer Kinderjahre sich freundliche Nähe „und letztlich Wiedergutmachung“ erhofft. Freuds Formulierungen seien hier betont praxisorientiert und klinisch. Er habe ja davon gesprochen, die Befriedigung von Wünschen habe sich an der „Natur des Falles“, an der „Eigenart des Kranken“ und an der „Notwendigkeit“ zu orientieren; Wunscherfüllung in der Stunde sei an die Bedingung geknüpft, dass sie „bewusst zugeteilt“ werde und „nicht aus dem Unbewussten“. Plötzlich wird alles klar und das reicht weit in heutige Debatten über die Einschließung des Körperlichen in die therapeutische Begegnung. Loewenstein sei der Meinung gewesen,

„man solle mit der Befriedigung derartiger Wünsche nicht zu ängstlich umgehen, vorausgesetzt, der Analytiker benötige sie, wie Freud gefordert habe, nicht zur Befriedigung eigener Bedürfnisse“ (S. 116)

Wie abstrakt muten demgegenüber manche Debatten über Körperberührungen in Psychoanalysen an! In einer solchen, von einem milden behandlungstechnischen Über-Ich formulierten Sicht verschwinden manche Kontroverse ins Gegenstandslose. Man sieht vielmehr, wie hier doch eher moralische Fragen verhandelt worden sind. Die entscheidende Frage ist aber nicht das Moralische, sondern die persönliche Integrität des Therapeuten, der „bewusst zuteilen“ können muß (mit **Fonagy** würden wir hier das vielleicht heute als „markiert“ bezeichnen) und seine Technik nicht zur Befriedigung eigener Bedürfnisse nutzt.

Mehrere Lehren zieht Cremerius aus seiner Begegnung mit Loewenstein, von denen ich zwei hier wiedergeben möchte:

„Theoretische Strenge gehöre in den Bereich der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Psychoanalyse. In der therapeutischen Situation mit dem Patienten sei Strenge in der Handhabung der Methode gefragt, nicht aber in der Beziehung zum Patienten. ...

Psychoanalyse sei nicht nur Wissenschaft, nicht nur Handwerk, sondern auch Kunst“ (S. 116 f.)

Ebenso beeindruckt ist er von den Begegnungen in Chestnut Lodge, insbesondere von **Frieda Fromm-Reichmann**, deren persönliche Präsenz in der Leitung von Therapiegruppen mit psychotischen Patienten er nur bewundert. Und beinahe gleichlautend sein allgemeineres Fazit:

„Ich habe mich später bei Diskussionen über Schizophrenietherapie und über hochkomplizierte genetische und therapeutische Theorien oft gefragt, ob es wirkliche Theorien sind, die helfen, oder ob es bei diesen Kranken nicht eher der Arzt selbst ist, seine Entschiedenheit zur Nähe, sein Mut zur Beziehung, was therapeutisch wirkt“.

Dieser Zweifel an der Mächtigkeit des Theoretischen durchzieht sein Denken auf eine höchst ansprechende Weise, weil man hier den Kliniker durch und durch spürt, der nicht eine allgemeine Theorie anwenden, sondern einen individuellen Fall hilfreich verstehen möchte. Daß er sich selbst von seinem Lehranalytiker **Fritz Riemann** wenig verstanden fühlte, erfährt man, dass es später mit **Gustav Bally** in Zürich befriedigendere Begegnungen gab, löst die identifikatorische Spannung bei der Lektüre etwas auf. Unklar freilich die Position von Cremerius gegenüber der institutionalisierten, gegenüber der real existierenden Psychoanalyse. Mal wird die IPV als Hort einer Psychoanalyse gefeiert, die als einzige das Freud'sche Erbe wirklich vertrete, dann aber kann man genau das Gegenteil dazu lesen. Zwei Beispiele sollen das erläutern. In München gab es verschiedene Kreise, an denen Leute sich als Psychoanalytiker beteiligten, die höchst

individuell zurecht geschneiderte Theorien vertraten. Demgegenüber empfindet es Cremerius als Erleichterung, als Mitte der 70er Jahre hier eine Veränderung geschieht:

“Mitte der siebziger Jahre konnte die Freudsche Psychoanalyse endlich in München Fuß fassen. 1973 gründeten drei von auswärts zuziehende Mitglieder der DPV, Lehranalytiker derselben, ein psychoanalytisches Institut nach den Richtlinien der IPV.“ (S. 184)

Endlich!, scheint der Autor hier mit einem Seufzer auszurufen. Als er sich einige Seiten später noch einmal an die vorangegangene Schweizer Zeit der 1960er Jahre erinnert, hören wir ganz andere Töne:

“Wir waren ein kleiner Kreis von Schweizern, einigen Holländern, Österreichern und Deutschen. In den Diskussionen brachte jeder frei heraus, was er dachte. Wir waren eine große Familie, wir waren unter uns. Das Über-Ich der IPV wachte noch nicht über unsere Gespräche, noch gab es keinen Zensor, keine Orthodoxie, auf die wir Rücksicht nehmen mussten. Welch ein Unterschied zu den Diskussionen auf den internationalen Kongressen der IPV.“ (S. 206)

Mal erscheint die IPV mit ihren Statuten als eine Art rettende Erlösung, dann aber wieder als einengendes Über-Ich. Hier hätte man gerne ein Gefühl dafür, dass Cremerius diese Ambivalenz selbst deutlich gesehen hätte, aber mir will scheinen, dass solche affektiven Registerwechsel eher von situativen Momenten gesteuert wurden. Das wundert nicht, denn es gab schon skurrile Erfahrungen! Von der 6. Arbeitstagung der Mitteleuropäischen Vereinigung in Brunnen erinnert er die abstoßend formale Hierarchie der Sitzordnung, der Redebeiträge, die Devotion gegenüber den Berühmten:

“In der Diskussion gaben sie den Ton an, sie sprachen als erste und schüchterten die jungen Analytiker ein. Das lockere, liberale, ungezwungene Klima von Murten war verschwunden. Ich wurde ein Opfer dieser Machtelite. Ich sprach über den Umgang mit dem schweigenden Patienten. Kaum hatte ich geendet, meldete sich Frau Lampl de Groot zu Wort, sehr zu meiner Verwunderung, weil sie während meines Vortrages geschlafen hatte, was ich, weil sie in der ersten Reihe saß, gut hatte sehen können. Verwundert über den scharfen,

abwertenden Ton und verärgert über die Chuzpe, etwas anzugreifen, was sie nicht gehört hatte, war ich nicht in der Lage, meinen Text zu verteidigen. Da kam mir Parin, der Chairman des Vormittags, zu Hilfe und stellte, ohne Frau Lampl de Groot anzugreifen, die Sache richtig.“ (S. 207).

Verletzend, dass die Dame es dann nicht für nötig befand, den Gruß des jungen Cremerius bei Begegnungen auf der Hotelterrasse auch nur zu erwidern – und gewiß verständlich, dass es diese – insgesamt ja nicht wenigen der Zahl nach – „Kleinigkeiten“ sind, die auf die gesamte Organisation hochrechnen lassen. Dennoch hat es aber auch „helfende“ Begegnungen wie die geschilderte mit **Parin** gegeben.

Aus den Erfahrungen mit der Psychotherapie in der DDR möchte ich eine noch herausgreifen. **Freud** wurde in der DDR ja von **Pawlow** als „widerlegt“ angesehen, die meisten praktischen Psychotherapeuten jedoch mussten aus ganz anderen Gründen, wie man sich denken wird, höchst ambivalent bleiben. Sie beteiligten sich offiziell an der Widerlegung Freuds, empfahlen dann aber genau das, was auch er beschrieben hatte. Cremerius analysiert genau, wie der Zwang zum Konformismus Behandelnde und Patienten gleichermaßen ergriffen und er schildert seine Erfahrungen aus dem Berliner „Haus der Gesundheit“, wo er sich Anfang der 1970er Jahre zu Besuchen aufhalten konnte:

“Beim Nachdenken über die Psychotherapie, wie sie im ‘Haus der Gesundheit’ praktiziert wurde, begriff ich, daß sie so konstruiert sein mußte, daß sie Patient und Arzt vor Selbstverrat schützt und die Einübung in Ich-Spaltung verstärkt. D.h., sie muß systemkonform und symptomstützend sein. Das erreicht sie nur auf die Weise, dass sie alles so anlegt, dass der Patient von Anfang an begreift: Sprechen über und von sich ist nicht gefragt. Schon das Aufnahme-ritual signalisiert ihm, dass Psychotherapie ein medizinisches Verfahren ist, vergleichsweise z.B. dem in der Inneren Medizin, bei dem es um Symptombehandlung mit dem Ziel der Besserung und Heilung von Beschwerden geht. Dies tut es, indem es den Patienten beim Eintritt in das Haus einen *Beschwerdefragebogen* ausfüllen lässt, der 41

Beschwerden aus dem körperlichen und 22 Beschwerden aus dem psychischen Bereich aufführt. Die dafür zur Verfügung stehende Zeit, etwa zehn Minuten, ist so bemessen, dass nur schnelles Ankreuzen möglich ist, d.h. dass Fragen nach differenzierten psychischen Problemen oder nach Konflikten gar nicht gestellt sind. Dem folgt zur Verstärkung des obigen Signals, dass es sich hier um eine medizinische Behandlung handelt, eine eingehende körperliche Untersuchung durch den Internisten. Danach hat der Patient ein ein- bis zweistündiges Gespräch mit einem der Psychotherapeuten über seine Beschwerden. Im Anschluß daran muß er wieder einen Fragebogen ausfüllen ...“ (S. 226f.)

Doch, hier kann man schon ins Grübeln kommen, welche Botschaft auch heute bei empirischen Untersuchungen mittels Fragebögen Patienten mitgeteilt wird. Und welche Rätsel heute nicht entschlüsselt, ja nicht einmal bekannt werden dürfen, wenn diese Erhebungs“methode“ als *lege artis* gilt. Das totalitäre Moment der Behandlungsführung kann in der DDR deutlich kritisiert werden, aber trifft eine

solche Vermutung nicht vielleicht auch für empirische Methoden generell zu?

Cremerius jedenfalls lässt sich in Giessen und später auch in Freiburg vom kritischen Engagement der Studenten ergreifen, versteht mehr und mehr deren Anliegen und versteht es seinerseits auch, gerade den radikal-feministischen unter seinen Studentinnen zu zeigen, wie sehr sie es merkwürdigerweise als Fortschritt betrachten, auf weibliche Wünsche nach Nähe, Zartheit, Sicherheit zu verzichten, wenn sie sich, wie damals massenhaft üblich, auf alle weiblichen Attribute betont zu verzichten erziehen. Daß sie darin die Verzichtsmoral vollziehen, die sie andererseits so beredt angeklagt, dürfte manchen eingeleuchtet haben und zeigt, wie der inzwischen zu großer Souveränität herangereifte Freiburger Psychoanalytiker menschliche Rätsel mit befreiender Wirkung anzupacken verstand. Am Ende sieht er die Psychoanalyse in einer Medizinischen Fakultät nicht am besten aufgehoben und stellt sich eher ein eigenes Max-Planck-Institut vor; tatsächlich möchte man ihm gerade darin zustimmen.

#### FRED PLAUT – ZWISCHEN DEN WELTEN

Eine ganz andere Erfahrung zieht sich durch die auf englisch geschriebenen Erinnerung des in Berlin und London lebenden und lehrenden Psychoanalytikers jungianischer Orientierung, **Fred Plaut**: „Between Losing and Finding. The Life of an Analyst“ (Free Association Books, 2004). Er gehört zur gleichen Generation wie Cremerius, 1913 geboren und auch in Düsseldorf aufgewachsen, kommt er ebenso durch viele fremde Länder, Südafrika und England, wie Cremerius. Dennoch, welch ein Unterschied! Er kommt aus einer jüdischen Familie, was die Emigration 1933 erzwingt. Nicht die eine Identität zu beschreiben und aus psychosexuellen Ursprüngen, etwa der Neugier, ist sein Ziel:

“Just as important is my hope that I too will get to know why I am where I am today and what

has become of all the other persons I have been”

heißt es gleich einleitend. Das setzt einen anderen, sogleich als jungianisch anklingenden Akzent. Das Ich – mehrere Personen, die man gewesen ist! Eine für den Freudianer kaum akzeptable, für den Jungianer selbstverständliche Vorstellung. Und doch so naheliegend. Denn vier Ehen nach Scheidungen und nach dem Tod von Partnerinnen – wie kann man sich vorstellen, dass da einer „derselbe“ bleibt? Bewundernswert die Klarheit, wie hier einer aus dem Zwang, eine und nur eine Identität haben zu sollen, sich mit umstandsloser Geste verabschiedet. Dazu passt komplementär auch das klare Bekenntnis, sich mit seiner ersten Frau Pat verbunden zu haben, denn sie sei „sexually attractive by being a no-person“ (S. 40) gewesen. Das ist

aus weitem Abstand geschrieben, die Verbindung mit den beiden aus dieser Ehe entstandenen Kindern hat über lange Jahre erkennbar Bestand – und dass einer in jungen Jahren, im südafrikanischen Exil von solchen Motiven getrieben wird, kann ich nicht als ehrenrührig befinden. Die interessante Herausforderung, die das ganze bemerkenswerte kleine Büchlein durchzieht, kommt hier vielmehr zur Geltung: wie man das Thema der „Person“ mit dem der Sexualität zusammenbringen kann. Denn an der Sexualität ist ja eigentlich nicht viel mitteilenswertes, denn hier gilt immer: „cosi fan tutte“, so treiben’s alle, was soll man also darüber Worte machen? Ihre besondere Qualität bekommt sie immer erst, wenn sie *meine* oder besser noch *unsere*, nämlich eine personale Sexualität geworden ist – und dann freilich gibt es kaum etwas darüber für dritte Ohren mitzuteilen. Die Sexualität, soweit sie personalisiert werden konnte, gehört dem Paar, das sich gerade durch Ausschluß aller anderen konstituiert. Den Rätseln der Subjektivierung oder besser noch Personalisierung des Triebhaften als einer menschlichen Aufgabe scheint Plaut durchgängig auf der Spur.

Früh schon begreift seine Familie die Notwendigkeit der Flucht aus Berlin, die ihn zunächst allein nach Südafrika bringt, wo er Medizin studiert und schließlich als Chirurg auf seiten der Engländer während des 2. Weltkrieges seinen Einsatz ableistet. Aber vorher durchläuft er eine Schule der Lebenserfahrung, die ihm im Rückblick dann als Vorbereitung auf die psychiatrisch-therapeutische Tätigkeit erschienen sein wird. Er begegnet bei langen Fahrten durch die afrikanische Steppe einheimischen Wunderdoktoren mit ihren magischen Praktiken. Auch hier geht es um das Stellen der richtigen „Diagnose“:

“Anyway the doctor had built up a reputation for his correct diagnosis with the help of an intelligent and multilingual black assistant, who was the kingpin in that he mediated between the patients and his boss. There was a special wing across the courtyard where the patients and their families could stay overnight and do their own cooking. The assistant’s room was next to this

hostelry. He listened to their stories including of course the patient’s complaint. Before they came into the consulting room he put the doctor wise. This was essential because questioning the patient closely as we do by taking a history, would have broken the magic aura which a healer needed. His diagnostic faculty must astound, even be uncanny. I found the same attitude among some of the poor population working as unskilled European labourers on the railways. When I asked too many questions for their liking, they would say, usually in Afrikaans: ‘You are the doctor, you must know’. Guessing right was obviously better than knowing”. (S. 35)

Wegen des englischen Textes merkt man es nicht gleich, sondern möchte sich über die dummen Bimbos amüsieren, aber nein! Plaut benutzt ja das gleiche Wort, das **Freud** so unendlich oft für eben diesen Vorgang verwendete: „Erraten“. Und mit leichter Hand steht da dieser letzte Satz im Zitat, das Erraten besser als Wissen sei – weil hier der Beziehungsaspekt mitgedacht wird, der magische Saiten anklingen lässt. Und das scheint, ein Horror für uns moderne Rationalisten, irgendwas zu bewirken. Plaut jedenfalls lernt die Lektion, nicht so geringschätzig von diesen Dingen zu denken und hält es der Sache für wert, ein im April 1957 geführtes Interview mit einer „woman withdoctor“ mit aufzunehmen. Sie bezieht ihre Weisheit durch die eigenen Träume!

Ab dem Herbst 1945 dann in London erfahren wir eine eindrucksvolle Schilderung seiner ersten, mit Evelyne (nach der Trennung von Pat) verbrachten Zeit dort.

“When I finished my internship we found a two-roomed, furnished flat on the ground-floor of 6 Mark’s Crescent, Regent’s Park, near Primrose Hill where acemented emplacement marked the site of an only recently removed ant-aircraft gun. Our kitchen consisted of a sliver about 80 cm wide an 2 metres long. The lavatory was communal halfway up the stairs, as was the bathroom on the second floor. But what did it matter, we were happy to be together and knew we had a future. ... In the evenings we went to a life class in Chelsea or visited friends, danced and went to concerts. At a masked ball I wore a boiler suit and stuffed the arms to that it looked as if I had four. Almost a Shiva. Like the Lambeth Walk, a kind of polonaise, the Hokey-Cokey was an open dance. Pairs did not hold

each other. Instead they did what they sang ‘You put your right leg in, you put your right leg out ...and you shake it all about’ and so on referring to all the mobile parts of your body. Never tired, never a dull moment. The gas or electric fires barely glimmered – that too did not matter. Such was our home when I absolved my scholarship at the Child Guidance Training Centre, went to ‘Lola’ for analysis and attended seminars” (S. 52)

Doch, da staunt man: da ironisiert sich einer als Shiva-der-Vielarmige und er geht zu Lola. Dieser Vorname weckt Assoziationen. Man stutzt und liest: es war seine Analytikerin Lola Paulsen, auch sie die erste aus einer Vierer-Reihe. Hier wird der Lebenstanz erzählt und einer weiß sich dem Unheil entronnen, im Zentrum des Lebens und erfährt ein erkämpftes Glück. Daraus wächst ihm ein lapidarer Humor zu, den er an seine Söhne weitergibt, die aus seinem „consulting room“ irgendwann witzig einen „insulting room“ machten. Er verbindet sich mit vielen Freunden und kann sich schließlich der Jungianischen Richtung in London anschließen. Viele Begegnungen mit prominenten Figuren werden lebendig erzählt. Eine belehrt ihn über die damalige allgemeine Meinung über Psychoanalyse: „It will give you a lot of knowledge that won’t make you any happier“. **Michael Fordham**, als der zentralen Gründungsfigur begegnen wir, aber ebenso **John Rickman**, aber auch **Hans Eysenck**. Und natürlich der unvermeidlichen Schilderung von Machtkämpfen, die heftige seelische Verletzungen bei manchen nach sich zogen – und von heute aus kaum noch verständlich erscheinen. Aber damals schien es jedem der Beteiligten um Leben und Tod (der Psychoanalyse) zu gehen. Plaut begegnet aber auch **C.G. Jung** persönlich, von dem er beeindruckt ist, aber er beobachtet auch spöttisch, wie „die Züricher“ darin wetteifern, sich die Pfeife auf die gleiche Weise zu stopfen wie der Meister. Neben **Winnicott** trifft er auch **Bion**, von dem er festhält: „But I certainly gained the impression of there being two Bions.“ Das kann Plaut sagen, weil er an der ersten psychoanalytischen Gruppe, die nach dem Krieg von Bion geleitet wurde, teilnimmt.

Hier erinnert er Bion als einen distanziernten

### Freud über Theorie (oder über Mythologie?)

„Vielleicht haben Sie den Eindruck, unsere Theorien seien eine Art von Mythologie. Aber läuft nicht jede Naturwissenschaft auf eine solche Art von Mythologie hinaus? Geht es Ihnen heute in der Physik anders?“ (Freud, "Warum Krieg?" GW XVI, 22)

Mann, der Deutungen gibt, die nichts mit dem, womit die Gruppe sich gerade beschäftigte, in Plauts Erinnerung zu tun haben. Aber als er ihn später aufsucht, um seinen Rat einzuholen in der Entscheidung, ob er sich bei Maudsley oder bei Tavistock bewerben soll, trifft er auf einen ganz anderen Menschen:

„He could not have been more considerate and warm-hearted. As I left he remarked that in this job one remained a student all one’s life. Bion’s modesty and social shyness were characteristics one could not easily overlook...“ (S. 86)

Immerhin kann Plaut diese beiden Bilder von Bion integrieren:

“Together they meant that I had met a unique personality, perhaps a genius, but certainly one who could and would not ‘fit in’, having a mind all of his own. I think it was his pointedly anti-conventional and uncompromising manner that made him appear unapproachable”.

Man darf hier vielleicht ruhig erwähnen, dass Plaut einer der wenigen Jungianer ist, die von Winnicott zitiert werden. Die Annäherung ist vielleicht doch überwiegend in der einen Richtung verlaufen, aber das ist auch eines der seltenen Beispiele für die Gegenrichtung. Verblüffend zu erfahren, dass vor diesen Begegnungen ein wesentlicher Teil der Jungianischen Praxis in Astronomie bestand; man musste lernen, seine verschiedenen De- und Aszendenten zu kennen und gelegentlich wurde vor schwierigen Entscheidungen ein I Ging gelegt. Aber beschrieben wird auch, wie Freudianer und Jungianer voneinander lernten, sich mehr und mehr annäherten in Fragen der Behandlungstechnik –

erstaunlich, wenn man bedenkt, wie weit die Anfangsdifferenzen hier auseinander lagen! Der Wissenschaft gegenüber behält Plaut eine unkonventionelle Skepsis, in der er sich vielleicht von Bion unterstützt gefühlt hätte:

“For me analysis is in the main the art of interpretation...Out of a chaotic accumulation of narrated events, dreams and fantasies, sense can be made with the help of mythology as the key ... Anyway, the analytic process takes longer than mere talking-explaining-teaching.” (S. 73)

Und auch die Wissenschaft wird über ihre rational-empirischen Dimensionen hinaus als unsere moderne Mythologie verstanden, worin sich Plaut von Freud nicht unterscheidet, der seine eigenen Theorie als „unsere Mythologie“ schätzte.

Plaut hatte 1993 ein kluges Buch „Analysis analyzed“ vorgelegt, worin er sein spezialisiertes Hobby der Kartenkunde als Leitmetapher nutzt. Denn die Karte vom Seelischen kann natürlich nicht die Seele selbst sein, auch wenn man das oft genug verwechselt findet. Plauts Lösung hieß, ganz unabhängig von den amerikanischen gleichgerichteten Entwicklung, die Beschränkungen der Psychoanalytischen Theorie mit den Mitteln der Psychoanalyse selbst zu analysieren, die Psychoanalyse also auf sich selbst anzuwenden.

Ich lerne aus solchen psychoanalytischen Berufsromanen wie schwer die Generationen an den Lasten ihrer Vorväter tragen. Dazu noch ein Beispiel. Plaut erinnert sich (S. 112 f.) an einen „specifically Jungian thought“ über die Liebe, der gerne das Gleichnis des **Aristophanes** genutzt habe, wonach die Menschen in der Liebe nach Wiederherstellung ihrer Ganzheit streben und dies Streben ausgedrückt in dem „image of the original man as a completely round being with four arms and four legs.“ Nun, das war auch eines von Freuds Lieblingsgleichnissen und wo eigentlich, fragt man sich, sind hier die Differenzen? Der Volksmund nennt dies, ohne noch Bezug auf den Urheber **Shakespeare** umständlich zu nehmen, das „Tier-mit-den-zwei-Rücken“ und meint damit das im Liebesakt vereinigte selige Paar. Denkt man

an die tantrisch-buddhistischen Darstellungen des in höchster sinnlicher Verzückung verschlungenen göttlichen Paares, dann fällt es einem schwer, hier nur regressive Urszenen-Phantasien zu vermuten. Vielleicht kommt es ja eher darauf an, jene Plaut-als-Shiva-Erfahrung eben nicht rückwärts-regressiv zu verurteilen, sondern prospektiv zu verlängern, so dass eine Wieder-Vereinigung mit der Welt möglich werden könnte. Etwas von dem scheint Plaut vorzuschweben, wenn er sich nicht scheut, mystische Erlebnisse einzugestehen und darin durchaus **Winnicott** folgt, bei dem sich solche Beschreibungen auch finden lassen. Er kennt es, dass sich eines Tages in einer stillen Stunde etwas wie ein Reiß in der Welt auftut und eine Erfahrung hervortritt, die sonst als erkennbar aktiv vermieden nun erscheint.

“Jung and Bion also retained a foot in both camps, in that they thought of themselves as both scientists as well as mystics. Both quote such well known mystics as the German Meister Eckardt and the Jewish David Luria”. (S. 149).

Plaut ist einer, der auf diese Weise die Auseinandersetzung mit dem Heiligen am Ende erneut aufnimmt, denn als Psychoanalytiker sind wir ja „already suspect of being a little mad“ (S. 150).

Vielleicht schafft es ja die nächste Generation, diese traditionellen Gegensätze und Trennungen doch etwas mehr in ihre Berufsromane zu integrieren. Erstaunlich bleibt jedenfalls, dass in beiden hier bislang vorgestellten psychoanalytischen Berufsromanen die außeranalytische Erfahrung keine geringe Rolle in der Entwicklung eines ganz eigenen, ganz individuellen Verhältnisses zur Psychoanalyse spielt. Das kann vielleicht nicht anders sein, da man ja ein *Verhältnis* dazu gewinnen muß und insofern die unbestechlichste Position die des „Außenseiters“ ist: nur so gewinnt man genügend intime Kenntnis, nur so hat man genügend Distanz.

DIE WELT IM ICH – HARRY STACK  
SULLIVAN

---

Daß einer ein Buch schreibt, das nicht als Anleitung, sondern als Anregung fungieren will, ist Zeichen einer Einstellung, die im Feld der Psychotherapie selten zu werden beginnt; hier drängt sich neuerdings ja eher die Kochbuch-Idee vor, wonach in solchen Manualen drin zu stehen habe, was man nehme und dann wird's schon lecker – eben fast food. Von dieser Einstellung war **Harry Stuck Sullivan** weit entfernt. Über ihn hat der in München lebende Psychoanalytiker **Marco Conci**, unter anderem hervorgetreten als der italienische Herausgeber der Freud-Briefe an **Eduard Silberstein**, eine außerordentlich reiche Biographie verfasst: „Sullivan neu entdecken“ (2005, Psychosozial-Verlag) – mit einem Geleitwort von **Gaetano Benedetti**. Sullivan, so werden wir dort erinnert, hat ein Buch „Das psychotherapeutische Gespräch“ verfasst, über das ein anderer italienischer Autor mit den Worten urteilte:

“Das *psychotherapeutische Gespräch* hat mit seiner gelungenen Synthese von ‘sein können’ und ‘tun können’ einigen Generationen von italienischen Psychiatern viel gegeben“ (bei Conci zitiert auf S. 199)

Hier sind wir also unversehens auf dem von Cummings vorbereiteten Terrain. Es geht um das Verhältnis von Sein und Tun. Irgendetwas macht da eine Differenz, die in jeder Psychotherapie jedem Patienten atmosphärisch spürbar wird. Für diese Differenz muß Sullivan eine enorme klinische Sensibilität gehabt haben. **Charles Johnson**, einer von Sullivans Wegbegleitern, hat eben diese besondere Dialektik von Sein und Tun gemeint, als er 1949 bei Sullivans Beerdigung auf dem Militärfriedhof von Arlington bei Washington seine Rede mit den Worten schloß:

“Es ist eines der merkwürdigsten Paradoxa unserer Kultur, dass die einfachsten menschlichen Tugenden, die uns das Recht verleihen, uns als zivilisierte Menschen zu

bezeichnen, genau jene sind, die den größten Mut erfordern, um sie im Leben zu verwirklichen und in ehrliche soziale Taten umzusetzen“ (Nach Conci, S. 154).

Diese Worte verbinden in gewisser Weise die drei hier vorgestellten psychoanalytischen Berufsromane. Alle sprechen vom Mut, den es braucht, zivilisiert zu sein und zivilisiert zu handeln und dass man angesichts der historischen Streitfälle zwischen den therapeutischen Schulen sogar den psychoanalytic communities gegenüber hin und wieder eine Außenseiterposition einnehmen und wahren können muß. Zivilisiert zu sein, wäre dann das Paradox, *nicht* dazu zu gehören und wäre so gesehen das Thema von **René Girard**, über den ich im letzten PNL ausführlicher geworden bin. An dieser Fähigkeit, nicht dazu zu gehören, hat sich Cremerius, daran hat sich auch Plaut profiliert.

Sullivan, 1892 geboren, gehört zu einer anderen Generation als Cremerius und Plaut, und zu einer anderen Kultur. Er stammt aus höchst ärmlichen Verhältnissen, hat wohl zwei bislang in seiner Biographie unaufgeklärte Jahre wegen einer psychotischen Krise selbst als junger Mann in einer Psychiatrie verbracht – und kehrt daraus hervor als einer der innovativsten Köpfe, den die moderne Psychoanalyse in den USA hervorgebracht hat. Wie so viele kreative Autoren verarbeitet auch Sullivan die eigene Krisenerfahrung, indem er sie auf ein verallgemeinerungsfähiges Niveau hebt und „das stille Wunder der Präadoleszenz“ beschreibt; jene Erfahrung nämlich, die manche Jugendliche durchlaufen, wenn sie zwischen Familie und nicht-familiärer Welt zu pendeln beginnen, wenn sie entdeckt haben, dass die Familie keineswegs „the only show in town“ ist und die Loyalitätskonflikte und Einsamkeitsgefühle sie zu überwältigen drohen – und wenn sie dann einen Freund haben, der ihre Stimmungen und Gefühle versteht, weil er sie teilt. Dann können sie trotz schwieriger Umstände reifen und an

solchen Konflikten wachsen; wenn ihnen diese Gelegenheit entgeht, so Sullivan, ist die Chance, dass sie absonderlich werden und evtl. psychotisch dekompensieren, groß. Das hat großes klinisches Gewicht und macht einem schon gleich zu Beginn des eigentlichen biographischen Kapitels über Sullivan dessen intellektuelles Format deutlich.

Conci will aber mehr als nur eine Biographie schreiben. Es ist die intellektuelle Welt Amerikas, in die wir in zwei umfangreichen einleitenden Kapiteln eingeführt werden, als wäre der Leser selbst in der Situation Sullivans, der in diese Welt hinein kommt. Da erfahren wir beispielsweise, dass der große **William James** einmal schrieb, dass „ein Mensch so viele soziale Ichs hat, wie die Anzahl der Individuen beträgt, die ihn kennen und die sein Bild in ihrer Vorstellung tragen“ (Conci S. 36) und sind darauf durch die entsprechende Bemerkung bei Plaut schon vorbereitet. Aber es gibt einen Generationen-Unterschied: Für James ist das kein psychologisches, sondern ein soziales Problem, dass jeder zu einem nicht unbeträchtlichen Teil in dem lebt, was andere von ihm/ihr denken. Eine Generation später verschiebt Plaut den Akzent deutlich auf das psychologische Terrain.

Wir erfahren etwas über die Rolle von **James Jackson Putnam**, jenen einflussreichen Harvard-Professor, der Freud 1909 zu seiner Bekanntheit in den USA verhalf, über den europäischen Einfluß auf die amerikanische Psychiatrie durch **Adolf Meyer**, dessen Schüler **Theodor Lidz** die beiden großen Umwälzungen würdigte, die Meyer bewerkstelligt hatte: den Schritt von der Neuroanatomie zur klinischen Beobachtung und den weiteren Schritt zur Psychotherapie der Psychosen. Damit bewegt man sich in einer Zeit, die der unseren heute mit ihrer Rebiologisierung der gesamten Psychiatrie genau entgegengesetzte Impulse geben konnte. Das zu revitalisieren ist gewiß auch eine von Conci's Absichten. Schon bei Meyer konnte man die Auffassung vertreten sehen, dass er Misserfolge in der Behandlung weniger aus

technischen Fehlern heraus verstand, sondern als Fehleinstellungen des Behandlers ansah – wieder begegnen wir der großen Thematik von Sein und Tun. Zu den großen Figuren der Anfangszeit der Psychoanalyse in den USA gehört auch **Stanley Hall**, der Freud mit einem Ehrendoktor auszeichnete. Und **Jones** bestätigte 1929 aus Anlaß der Einweihung der Psychiatrie an der Columbia University, dass so in Amerika ein neuer Beruf erschaffen wurde – der des psychoanalytisch informierten Psychiaters.

Wieweit man dazu freilich von Freud abwich, abweichen musste oder abweichen durfte, war eine derjenigen Fragen, mit denen jeder auch heute noch eine krisenhafte Atmosphäre zu erzeugen vermag. Sie blieb auch damals nicht aus. Es geht in der Frage der Abweichung immer auch um die Frage der Verallgemeinerbarkeit jener von Freud in Theorie gegossenen Befunde und Sullivan bezieht hier eine originelle Stellung:

„Wird eine Behauptung erst einmal verallgemeinert, stirbt die Beobachtung der negativen Fälle eines natürlichen Todes“ (nach Conci S. 80)

Das ist bemerkenswert, weil Sullivan mit einer solchen Argumentation nicht als Empiriker auftritt, der eine allgemeine Theorie und ihre Überprüfung an vielen Fällen fordert, sondern als Vollblut-Kliniker, der sich für die subtile Wahrnehmung gerade der individuellen Differenzen offen halten möchte und vielmehr die Gefahr der Übertheoretisierung abwehren möchte, weil er sie als klinisch tödlich ansieht; die „negativen Fälle“ sterben dann und das ist eine drastische Metaphorik, die klinische Erfahrung in sich birgt.

Sullivan arbeitet mit **Jellife** und **William Alanson White** zusammen; ersterer hatte auf verschiedenen Europareisen Freud persönlich kennen lernen können. White hatte sich mehrfach und prägnant als Psychoanalytiker geoutet. White wollte seine Patienten in den trostlosen Fluren der damaligen Psychiatrien eher als „Freunde“ betrachten; das war damals nämlich eine Pointierung gegen die nutzlose Idee, in

ihnen „Studienobjekte“ zu sehen, weil diese Haltung klar als dehumanisierend empfunden wurde. Eben darin folgt ihm Sullivan und versucht, einer seiner nachhaltigen Impulse, die Psychiatrie an die Sozialwissenschaften anzuschließen. Kontakte und Freundschaften mit Persönlichkeiten wie **Edward Sapir**, mit Anthropologen und vielen anderen jenseits des psychiatrischen Tellerrandes trugen nachhaltig zur Realisierung dieses Impulses bei.

Liest man diese Dinge heute, wundert es einen, wie wenig damals davon in den beinahe gleichlautenden Frankfurter Versuchen der Verbindung von Psychoanalyse und Sozialwissenschaft aufgenommen worden war, die **Alfred Lorenzer** oder **Klaus Horn** und andere initiierten – die aber Sullivan wohl deshalb außen vor liessen, weil er unter das Verdikt der „Neo-Analyse“ bzw. der „neofreudianischen“ Schule gefallen war. Dieses Verdikt, schon damals unbegreiflich ungerecht, wirkt sich bis heute wie ein Tabu aus und es ist eines der stärksten Verdienste von Conci's Buch, das er dieses Tabu mit guten Argumenten angreift. Eines berührt mich immer wieder, nämlich der in der Geschichte der Psychoanalyse leiderleiderleider nicht gerade seltene Umstand, dass einst verurteilte Ideen irgendwann dann doch Allgemeingut werden, freilich ohne ihren Urheber zu nennen. Das menschliche Unrecht, das hier anderen getan wird, speist sich aus der Unfähigkeit, Irrtümer offen und frei einzugestehen.

Unter Rückgriff auf Arbeiten von **Morris Eagle** zeigt Conci, dass das z.B. für die Objektbeziehungstheorien gilt. Denn Sullivan gehört fraglos zu den ersten, die den nachhaltigen Einfluß des familiären Klimas und der sozialen Umwelt für die Pathoplastik individueller Störungen erkannten und damit beachtlichen Einfluß auf verschiedene moderne Entwicklungen der Psychotherapie nahm. Die große Bedeutung, die er dem Selbstgefühl und Selbstwertgefühl zuschrieb, setzt deutliche Akzente, die **Kohut** vorwegnehmen; er

betont die Rolle der Tat und der Verantwortung sowie deren Leugnung als wesentliche Momente bei der Ausbildung von Störungsbildern und er führt den Begriff der Symbiose lange schon vor **Margret Mahlers** einschlägigen Arbeiten ein (Conci, S. 188ff.). Warum konnte das damals vom psychoanalytischen Establishment nicht akzeptiert werden, sondern erst in den 1980er Jahren? Die Antwort auf diese von Eagle gestellte Frage gibt Conci in einer deutlich wissenssoziologischen und institutionskritischen Formulierung:

“Der gemeinsame Nenner der Neofreudianer – oder ihre Sünde – stellte den Versuch dar, eine postfreudianische Psychoanalyse zu einer Zeit ins Leben zu rufen, als Freud, der sich als Vater und Herr der Psychoanalyse betrachtete, noch am Leben war. Wenn dieses Urteil übereilt klingt, sollte man sich daran erinnern, dass sich erst nach Freuds Tod (1939) und dem seiner Tochter Anna (1982) der in der postfreudianischen Psychoanalyse vorhandene Reichtum an Standpunkten frei entfalten konnte; und erst damit konnte sich die Psychoanalyse in Richtung einer ‚normalen Wissenschaft‘ bewegen – einer Disziplin also, die zumindest eine breite und freie Debatte der verschiedenen Standpunkte auszeichnet“ (S. 194)

Sullivan gehörte auch zu denen, der die Rolle der Kommunikation, also des therapeutischen Gesprächs mit einer besonderen Aufmerksamkeit bedachte, weil ihn seine Arbeit mit psychotischen Patienten – und wohl auch die eigene Erfahrung – belehrte, dass das, was wie Kommunikation aussieht, oft besser als perfekte Tarnung und Selbstisolation verstanden werden muß. Darin ist er Winnicott wiederum nahe und hier sieht man erneut, wie schwer es ist, manche Dissidenz-Behauptungen auch heute noch nachvollziehen zu können.

Das war übrigens auch einer klugen Psychoanalytikerin, **Paula Heimann**, schon zur damaligen Zeit aufgefallen. Im jüngsten Heft von *Luzifer-Amor* (Heft 36) finden sich unter der bezeichnenden Überschrift „...wie geht es zu, dass ich alles so anders sehe...?“ eine Reihe von Briefen, die Paula Heimann aus Berlin im Februar 1933 an **Theodor**

**Reik** schrieb, der schon im amerikanischen Exil Unterschlupf gesucht hatte. Sie schreibt:

“Hört die Seele je auf Mysterium zu sein? Sind nicht alle unsere Termini und Strukturbegriffe im Grunde nichts anderes als schüchterne Orientierungsmerkmale für uns, aber nicht mehr, und gewiß nicht die Seele selbst? Wenn wir auf dem Ozean einer bestimmten markierten Schiffsroute fahren, so bringt uns diese wohl an ein Ziel – aber wenn wir nun dieses Stück des Ozeans sehen, kennen ihn dann auch ganz?“

Klar spricht sie hier das an, was man einen so weit verbreiteten Kategorienfehler in unserer psychoanalytischen community nennen muß: Dass die Sache, über die geredet wird, nämlich die Seele, mit ihrem Modell verwechselt wird. Diese Klage kommt aus dem gleichen so richtigen Impuls, der auch Plaut umtrieb. Die Modelle, also unsere Strukturbegriffe und Termini, sind tatsächlich Orientierungshilfen wie Landkarten – aber eben nicht die Sache selbst. Landkarten sind nicht das Territorium. Man muß diese Selbstverständlichkeit leider aussprechen. Ich empfinde es immer wieder als hilfreich, sich an diese grundsätzliche Überlegung zu erinnern, insbesondere, wenn die so heftigen psychoanalytischen Glaubenskriege psychoanalytische Debatten virusartig befallen. Und Paula Heimann war es auch, die das Thema des notwendigen und unvermeidlichen Außenseitertums nach dem Besuch eines wohl recht dogmatisch verlaufenen Seminars bei **Wilhelm Reich** in die doch verzweifelten Worte fasste:

„...mir scheint, ich muß mich entscheiden: will ich – wie ich aus Anständigkeit der Gesinnung müßte – isoliert bleiben und gegen den Strom schwimmen – es ist sehr schwer, es macht nicht glücklich, und es macht eins aus – oder soll ich mich (und Sie) aufgeben, mein Besser- oder Anderswissen betäuben und damit eine Gemeinsamkeit erkaufen – kann ich es überhaupt?“

Das ist wohl eine Erfahrung, die alle Novizen machen und es könnte hilfreich sein, sich daran zu erinnern, dass man nur *gegen* den Strom schwimmend zu Quellen und Ursprüngen gelangt, aber die psychischen Kosten sind hoch.

Sullivans Arbeiten sind von **Stephen Mitchell** immer wieder erwähnt, immer wieder gegen den main-stream getragen worden. Mitchell war wohl auch derjenige jüngere Autor, der Sullivans so wichtigen klinischen Impulse in die Psychoanalyse zu

### Zur relationalen Psychoanalyse

Von **Martin Altmeyer** und **Helmut Thomä**

herausgegeben ist gerade ein Band erschienen: „Die vernetzte Seele – die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse“ (Klett-Cotta 2006). Die beiden Herausgeber zeichnen im Detail die Entwicklung nach, die schon bei Freud angelegt war. Sein berühmtes Gleichnis, wonach der Arzt sein Unbewußtes dem des Patienten empfangsbereit zuwenden solle wie der Teller des Telefons dem Receiver konstituiert das Herzstück der analytischen Haltung – die Verbindung von freier Assoziation und gleichschwebender Aufmerksamkeit -; aber dieses Gleichnis stellt sich zu jeder Struktur- oder Objektbeziehungstheorie quer. Denn hier wird nicht ein Objekt „besetzt“ mit Triebenergie, hier wird eher Verbundenheit als primär schon gesetzt. Die beiden Herausgeber tragen aus Freuds Texten zahlreiche Belege zusammen, um zu dokumentieren, wie intersubjektiv er dachte und schaffen so das Kunststück, einen Paradigmenwechsel zur Intersubjektivität zu begründen, der in der Tradition wurzelt und sie zugleich überwindet. Die Beiträge namhafter Autorinnen und Autoren – von Thomas Ogden über Jessica Benjamin und Robert D. Stolorow bis zu Marcia Cavell – bilden die amerikanische Herausforderung, auf die dann europäische Autoren eine Antwort finden. Und überraschenderweise liegen hier schon Antworten parat, die eine solche Herausforderung anzunehmen in der Lage sind. Der Band versammelt Perlen klinischer und wissenschaftlicher Texte von hohem Rang, versehen mit kundigen Einführungen der beiden Herausgeber. Allzu enge Diskussionen können in Zukunft geöffnet werden.

reimportieren wusste. Conci traf Mitchell 1988 in Florenz (S. 479), gestaltete eine italienische Ausgabe von Mitchell und Greenbergs „Relational Concepts in Psychoanalysis“ (1988) und macht es sich

zur Aufgabe, die relationale Psychoanalyse zu befördern. Sein Buch informiert in ungewöhnlich detaillierter Weise über die Entwicklungen in den USA und mit welcher Zwangsläufigkeit diese Konzeption entstehen musste und welche eleganten Lösungen sie für Probleme bereithält, mit denen wir uns in der deutschen Diskussion nachhaltig herumschlagen. Wie immer ist es so, wenn ein Problem keine Lösung finden will, kann man den Bezugsrahmen zu erweitern versuchen – und dafür liefert die relationale oder auch „intersubjektive“ Psychoanalyse fraglos intelligente Anregungen.

Sie hätte gewiß auch das Zeug, sich der Veränderung im Generationenverhältnis zu stellen, die doch auch Teil der Berufsromane ist. Scharfsinnig beobachtet meine derzeitige Lieblingsautorin **Zadie Smith** in ihrem Buch „Der Autogrammhändler“ eine Veränderung, wie Jüngere heute sich und die Welt wahrnehmen. Sie lässt ihr Buch raffiniert beginnen:

„Er hat die Fähigkeit, sich selbst als kleines Ereignis im Leben anderer zu sehen. Das ist nichts Abstraktes. Alex wüsste gar nicht so recht, was mit ‚abstrakt‘ gemeint ist – er ist zwölf. Er weiß bloß, dass er, wenn er sich vorstellt, im Meer zu schwimmen, also da, wo die meisten Kinder automatisch an den Kino-Hai unter sich denken, im Geiste bei dem Rettungsschwimmer ist. Er kann sich selbst als den Fleck am Horizont sehen, sein Kopf einer hüpfenden Boje täuschend ähnlich, seine wedelnden Arme durch die heranrollenden Wellen verdeckt. Er kann den Rettungsschwimmer sehen, einen braun gebrannten und lässigen Amerikaner, der mit verschränkten Armen am Sandstrand steht und beschließt, dass da draußen nichts ist. Alex sieht

den Rettungsschwimmer am Strand entlangschlendern, auf der Suche nach den halb nackten deutschen Mädchen von gestern und einem kalten Getränk. Der Rettungsschwimmer kauft eine Coke bei einem vorbeikommenden Getränkeverkäufer. Der Hai reißt Alex den rechten Unterschenkel vom Körper. Der Rettungsschwimmer macht sich an die hübsche Tanja heran. Der Hai zerrt Alex in einem blutigen Halbkreis durchs Wasser. Der Rettungsschwimmer spricht freundlich ihre hässliche, flachbrüstige Freundin an, weil er sich einschmeicheln will. Einige Rückenwirbel brechen. *Habt ihr gesehen, ein Seehund!*, sagt Tanja, die Alex’ verzweifelt winkende Hand mit einer glänzenden Flosse verwechselt. Und dann ist er weg. Ein Vogel? Ein Flugzeug? Ein Seehund? Nein, das bin ich, beim Ertrinken. So sind die Dinge für Alex. Er versteht sich auf stenografisches Erleben. Die Fernseh-Vision. Er gehört zu der Generation, die sich selbst betrachtet“.

Ist das nicht wunderbar, wie hier eine Parallellaktion der Phantasie beschrieben wird? Und zugleich doch treffende Worte hervorgezaubert werden, das stenografische Erleben, die unsere Aufmerksamkeit durch Beschreibung einer veränderten Mentalität festhalten. Die sich selbst betrachtende Generation – das ist nicht nur die Rückzugsposition der Zwölfjährigen, das sind auch wir, die wir uns beobachten – uns, weil wir vielleicht die Welt der Verletzungen und der Kämpfe im intersubjektiven Haifischbecken ohne eine entsprechende Theorie-Hilfe gar nicht mehr verstehen. Wir blicken hier durch ein Fenster in eine Welt, die seltsam real und zugleich erkennbare Phantasie ist.

## DIE WELT DER PSYCHOANALYSE

Wenn wir nun den Bezugsrahmen der psychoanalytischen Berufsromane erweitern und einmal einen Blick in andere Biographien werfen, dann kann ein solcher Vergleich durchaus etwas Erhellendes abwerfen: man merkt, was fehlt. Eines ist jene feine Würze, die **Jörg Bergmann** in seinem gleichnamigen Buch mit einem Wortspiel als „Sozialform der diskreten Indiskretion“ einmal benannt hat, nämlich der Klatsch. Wir finden in den

beschriebenen Berufsromanen natürlich vielerlei Geschichtchen und Geschichten, können unsere Neugierde befriedigen und dies und jenes über den Einen oder Anderen erfahren, aber der eigentliche Klatsch? Ich kann's nicht definieren, will es vielmehr mit einem Beispiel aus **Joachim Radkau** prallvoller Biographie (2005) über **Max Weber** illustrieren.

Schon die Verschachtelung macht's deutlich. Da erinnert sich der Philosoph **Herrmann Glockner** an seine Zeit mit dem zum „Mythos von Heidelberg“ überhöhten Max Weber und er gibt nun den Philosophen **Rickert** wieder, der über das Ehepaar Weber Pikantes zu berichten wusste:

“Sie wohnten in einem Mietshaus über einer Spießfamilie, die scharf aufpasste, wann Max heimkam und was dann passierte.“

Hier sehen wir ein bisschen was vom Klatsch: die Erfahrung aus dritter, gar vierter Hand, die unter der Hand weitergegeben wird und deshalb so fröhlich goutiert werden darf; denn es kitzelt und prickelt und macht Freude und zugleich kann man unschuldig bleiben, weil man ja alles nicht so genau weiß und auch nicht wissen muß. Und was also passierte, wenn Max Weber nach Hause kam, so wie es die Spießfamilie zu Rickert trug, dieser dann Glockner erzählte, von dem es Radkau hat und dem ich's entnehme, um es hier auszugießen zur Freude aller Leser? Was passierte?

“...und was dann passierte. Da kaufte er ein Lederkissen und eine Hundepeitsche und begann oft mitten in der Nacht auf dieses Kissen loszuschlagen; Marianne schrie dazu. Selbstverständlich erzählte man sich bald überall, dass der Professor Weber seine Frau im Rausch prägele; das machte den beiden Spaß. Sie wollten auffallen und in dem stockkatholischen Freiburg war das nicht schwer. So erzählte Weber auch, dass er unter Zwangsvorstellungen leide und sich besonders nach durchzechten Nächten manchmal den ganzen Tag lang einbilde, er wäre der Elefant Jumbo und lebe in einem Zoologischen Garten. Das seien aber seine glücklichsten Stunden; denn er lebe ja nicht allein. Mit kleinen Zwingeraugen vor sich hin lächelnd, schien er dann jedes Mal in süße Träumereien zu versinken, und wenn man ihn fragte: Was haben Sie denn, Herr Professor? flüsterte er wie geistesabwesend. Die villen villen Weibchen! Ihr glaubt gar nicht, wie schön das ist, wenn man so einen Rüssel hat!“ (Radkau, S. 88)

Wahr oder nicht – in der wissenschaftlichen Welt gibt es manchmal mehr zum Lachen als wir Philister glauben und ich setze dieses professorale Fundstückchen des bestverklemmten und so herrlichen Spießertums hierher, damit es unsere Vorstellungskraft in unserer psychoanalytischen Welt einmal für zwei Leseminuten anstecke, bevor wir uns wieder dem „ernsten Gepräge der Wissenschaft“ zuwenden. Dann können wir wieder jauchzen wie die Kinder in jener Sekunde vor dem Verlust der Ahnungslosigkeit, aber diesmal sind wir gewitzter und ahnen doch schon ein bisschen mehr.